Große Töne, leise Hoffnung, stiller Traum

Auf einer Insel vor Venezuela Küste lernen Kinder aus Fischerfamilien, Beethovens Neunte zu spielen. In staatlich geförderten Musikschulen keimt nicht nur die Freude am Instrument, sondern eine Perspektive für die Zukunft

Text: Juliane Kaelberlah Fotos: Peter Dammann

Linke Seite Seit zwei Jahren gibt es die Musikschule in Punta de Piedras, und die Kinder des Fischerdorfs sind mit Eifer dabei

Vorhergehende Doppelseite An freien Tagen fährt Gabriel mit Vater Federico aufs Meer. Probe hat er sechsmal die Woche (oben)

IRGENDWANN WAREN DIE KINDER verschwunden. Der lange Holzsteg, auf dem sie immer spielten, war verwaist, die Straßen leer. Nur wenige waren geblieben, im Hafen, in den Häusern, in den schattigen Ecken des Fischerdorfs Punta de Piedras auf der venezolanischen Karibikinsel Margarita. Die anderen waren der Melodie gefolgt. Vorbei an den Flachbauten der Fischersiedlung und dem rostzerfressenen Seelenverkäufer im Hafenbecken, den Zeit und Salzwasser geknickt hatten wie einen Strohhalm. Es war eine neue Melodie, kein nervöser Merengue, kein lasziver Salsa, kein pumpender Reggaeton. Es war etwas Leises, Feines. Jenseits des steinernen Tores, wo die türkisblaue Lagune durch die Büsche schimmert, wussten sie, dass es nicht mehr weit war: Die Melodie war zu einem mächtigen Getöse angeschwollen.

Mitten im Klanggewitter sitzt ein zarter Junge mit großen dunklen Augen und abstehenden Ohren, er umklammert eine Geige. Als er sie ansetzen will, schnappt sich eine große Hand das Instrument und spielt ein paar Takte. Sie gehört Orlando Benítez, dem Musiklehrer und Dirigenten. „Die ist aber verstimmt, Gabriel!“ Gabriel schaut ihn an und nickt heftig, dann rennt er davon und kommt mit einem Notenständer in der Hand wieder. Immer mehr Kinder wuseln jetzt in der kahlen Eingangshalle des Instituts für Meereskunde herum, rollen Pauken durch die Gegend, schleppen Stühle, polieren Trompeten und Celli. Dazwischen flirren Fetzen des vierten Satzes von Beethovens neunter Sinfonie, der Ode „An die Freude“, in mindestens drei Tonarten.

Als Orlando das Wort ergreift und es im Raum langsam stiller wird, fängt Gabriel an zu zappeln. Er ist sechs Jahre alt, sein Schultag war lang, und in den kommenden zweieinhalb Stunden wird er hier sitzen und proben, wie jeden Tag. Hinter ihm schnattern die beiden Klarinet-

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 63

Linke Seite Mit ihrer Schwester Jundeida teilt sich Alexandra (rechts) ein kleines Zimmer. Mutter Maribel fischt Austern. *Oben* Alexandra ist eine der beiden Klarinettistinnen in ihrem Núcleo

Vorhergehende Doppelseite Nur selten kann Alexandra (Mitte) ihren Großvater (links) zum Fischen begleiten. Manchmal sehen sie sich wochenlang nicht

tistinnen des Orchesters. Eine von ihnen ist Alexandra. Sie nestelt an ihren langen schwarzen Haaren und lächelt verlegen, als Orlando zur Ruhe mahnt und das Orchester wacklig die ersten Takte spielt. Sich zu konzentrieren fällt schwer. Vom Meer zieht ein leichter Windhauch in die Halle, aber die Luft hängt wie ein feuchter Hefeteig über der Stadt. Die Regenzeit hat gerade begonnen.

Alexandra und Gabriel sind zwei von mehr als 300 000 Kindern, die in Venezuela ein Instrument im Orchester erlernen. Überall im Land, im Dschungel, in den Tiefebenen, an den Küsten, gibt es Musikschulen, „núcleos“, Zellkerne, genannt. Ins Leben gerufen von einer staatlichen Stiftung, die sich die systematische Verbreitung musikalischer Kenntnisse in den Namen geschrieben hat: die „Fundación del Estado para el Sistema Nacional de Orquestas Juveniles e Infantiles de Venezuela“, kurz: El Sistema. Sie bietet Musikunterricht für Kinder, deren Eltern es sich kaum leisten könnten, eine Blockflöte zu kaufen. Die Núcleos sind Spielplätze und Talentschmieden, vor allem aber sollen die Heranwachsenden dort lernen, was nur wenige von ihnen kennen: Verantwortung und Selbstvertrauen. Sie bekommen dort dort nicht nur die Lust an der Musik vermittelt, sondern auch, dass sie ihre Zukunft selbst in der Hand haben. Von Leuten wie Ecberth Lucena.

Dass das kleine Punta de Piedras seit zwei Jahren einen Núcleo besitzt, ist ihm zu verdanken. Der stämmige Venezolaner mit der Adlernase ist Dirigent des Inselorchesters Nueva Esparta, in dem die besten Talente der Isla Margarita spielen. Ecberth hat Musik studiert, ist in der Welt herumgekommen und beendet jeden zweiten Satz mit einem breitgezogenen „Jeeesus!“, einem Überbleibsel aus seiner Studienzeit in den USA. Sein Blackberry surrt, während er von seinem neuesten Projekt erzählt. „150 Kinder, die hier auf einer Müllhalde leben und – Jeeesus! Die sollen

alle in einem großen Chor singen!“, sagt er und liest gleichzeitig eine E-Mail von seiner Assistentin. Seit Tagen dreht sich alles nur noch um das Konzert, bei dem das erfahrene Inselorchester mit den Schülern aus Punta de Piedras zusammenspielen wird. Man könnte die Veranstaltung für ein nettes regionales Musikfest halten, doch es geht um mehr. Jedes Konzert ist Werbung für El Sistema, jeder Applaus von Eltern und Freunden macht die jungen Musiker stolz.

„Sie müssten mal sehen, wie das die Gemeinschaft hier verändert hat“, sagt Ecberth. „Wir spielen in Parks und am Strand, da sehen die Kinder die anderen Kinder und wollen auch Instrumente spielen. Sie sind Vorbilder!“ Einer seiner ehemaligen Schüler hat es nach Caracas ins Simón-Bolívar-Jugendorchester geschafft. „Wissen Sie, was er macht, wenn er Urlaub hat? Er kommt direkt vom Flughafen in den Núcleo und musiziert mit den Kindern. Erst dann geht er nach Hause. Jesus, ist das nicht großartig?“

Alexandra läuft die Zeit davon. Bis zum großen Konzert bleiben nur noch einige Tage, und die Ode „An die Freude“ sollte bis dahin ihrem Namen gerecht werden. Doch weder Alexandra noch ihre Freundin haben heute einen guten Tag. Die Töne quälen sich aus den Klarinetten. Gabriel kratzt sich mit dem Geigenbogen am Bein und grinst seine Schwester Isis an, die eine Reihe weiter ihre Querflöte putzt. Man sieht den meisten Kindern an, dass sie jetzt lieber ins Meer springen würden, auch wenn die Sonne bald untergehen und ein tropischer Regenguss folgen wird. Vor der Tür warten bereits einige Eltern, um ihre Kinder abzuholen. Gabriel rennt mit dem Geigenkoffer in der Hand auf seinen Vater Federico zu und wirft sich ihm in die Arme.

Der drahtige kleine Mann ist Meeresbiologe, vom Labor bis zum Probensaal muss er mit seinem Motorrad nur quer über den Campus zuckeln. „Ich bin froh, dass die beiden in ihrer Freizeit sich nicht auf der Straße herumtreiben“, sagt er. Federico ist alleinerziehend. Wenn die Kinder am Wochenende bei der Mutter sind, renoviert er sein bescheidenes Häuschen nahe der Autobahn. Sooft es aber geht, startet er sein Fischerboot und fährt meilenweit, bis das Meer nicht mehr türkis, sondern dunkelblau ist. Dort springt er ins Wasser, die Harpune im Anschlag, und taucht. Unter seinem Hemd blitzt ein Haifischzahn an einem Lederband hervor. Zwar verdient er im Labor das Geld für die Familie, zu Hause jedoch fühlt er sich bei den Fischern, die er seit Studientagen kennt. Morgen, wenn Gabriel und Isis keine Probe haben, wird er mit den beiden hinausfahren.

Alexandra ist auf dem Heimweg. Es ist nur ein knapper Kilometer durch die kleine Siedlung an der Lagune. Das einstöckige azurblaue Haus liegt etwas zurückgesetzt von der Straße. Der staubige Fußweg geht direkt in die Wohnküche über, in der ein dickbauchiger Kühlschrank brummt. Alexandras Mutter Maribel ist zu Hause, sie kann gerade nicht arbeiten. „Eine Operation“, murmelt sie und zeigt auf ihren Bauch, „damit kann ich nicht ins Wasser.“ Sie ist Austernfischerin, eine Arbeit, die vor allem die Frauen der Insel erledigen. Die Männer fahren wochenlang aufs Meer hinaus, hausen auf umliegenden Inseln oder Fangschiffen, die Frauen verkaufen den Fang oder sitzen am Strand um Muschelberge und schälen das Fleisch mit spitzen Messern aus den Schalen. Die Familie und das Meer, viel mehr gibt es nicht in Punta de Piedras. Maribel ist in einer Fischerfamilie aufgewachsen. Die karibische Sonne hat ihr Gesicht mit dunklen Flecken übersät, ihre kräftigen Hände zeugen von einem langen Arbeitsleben. „Wir haben schon als Kinder mitgeholfen, da wächst man hinein.“ Ihr Mann ist der Einzige in der Familie, der in einem Büro arbeitet.

Alexandra hat sich in ihr Zimmer verzogen, das sie mit ihrer älteren Schwester teilt: eine fensterlose Kammer mit zwei Betten und einem Schrank, kaum zehn Quadratmeter groß. Sie sitzt auf ihrem zerwühlten Bett und übt. Beethovens Hymne ist eigentlich ihr Lieblingsstück, aber die

Gabriel und die anderen Kinder des Dorfes verzichten auf manchen Badetag. Sich zu konzentrieren fällt oft schwer

Als Fischer in Punta de Piedras eine Familie zu ernähren ist mühsam. Die meisten fangen nur einige wenige Fische am Tag

Ecberth Lucerna hat Musik und Hoffnung auf die Isla Margarita gebracht. Er ist Initiator und Dirigent des Inselorchesters

Melodie stockt, die Töne sitzen nicht. Sie schüttelt den Kopf und packt die Klarinette in ihre Tasche, die akribisch geordnet ist. Das Instrument ist vom Sistema geliehen, und Alexandra hütet es wie einen Schatz. „Ich will ins Orchester“, hatte sie ihrer Mutter vor gut einem Jahr gesagt. Die war anfangs wenig begeistert von der Idee. „Ich hatte Angst, dass sie das nicht schafft. Die Schule, die Freunde, Helfen im Haushalt, beim Fischen – und dann noch Proben, jeden Tag?“ Der Zweifel verschwand im Applaus, als sie ihre Tochter zum ersten Mal spielen hörte, in einem Park. Alexandra erzählt oft von diesem Konzert. Wie viel sie geübt hat. Wie nervös sie war und wie stolz. „Als sie gespielt hat, habe ich geweint“, sagt Maribel. „Da war auf einmal etwas Neues, Anderes.“

Am nächsten Tag steht Alexandra mit Gabriel und dessen Schwester Isis im Hafen, sie warten auf Federicos Boot. Gabriels Vater will sie mitnehmen zu den Fischern auf der Insel Cubagua. Dort draußen, eine halbe Stunde Überfahrt weit weg, arbeitet Alexandras Großvater, der seine Enkelin oft wochenlang nicht sieht. Gabriel hat seine Geige gegen eine Taucherbrille getauscht und zieht Grimassen. Seine Schwester Isis erzählt Alexandra von der neuen Querflöte aus Metall, gegen die sie ihr Plastikmodell in der nächsten Woche endlich eintauschen darf. Ein großes Holzboot prescht heran, darin sitzt Federico und winkt. Als er die Kinder in ihren Schwimmwesten ins Boot hievt, strahlt er. Dann bekreuzigt er sich und startet den Motor. Jetzt ist er nicht länger Meeresbiologe. Jetzt ist er Kapitän.

Die Fahrt geht an flachen Betonbaracken vorbei. Vor ein paar Jahren waren sie noch Lager für Netze, Motoröl und Gerümpel. Nun wohnen Fischer dort, ein Raum je Familie, nur durch einen schmutzigen Strandstreifen vom Meer getrennt. Verdorrte Seeigel, Autoreifen und ein verbogener Kleiderbügel liegen vor den Häusern

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 71

Die klangvolle Erfolgsgeschichte

Von Juliane Kaelberlah

DIE GESCHICHTE DER „FUNDAción del Estado para el Sistema Nacional de Orquestas Juveniles e Infantiles de Venezuela“ beginnt in einer Tiefgarage in Caracas. Dort sitzen Mitte der 1970er Jahre zwölf Musiker um einen Mann mit großer Hornbrille und einer Vision: Er will Kinder aus armen Familien an klassische Musik heranführen. Eine gewagte Idee, zu dieser Zeit gibt es in ganz Venezuela zwei Orchester. Doch José Antonio Abreu, Komponist und Ökonom, ist überzeugt: Jedes Kind soll ein Instrument erlernen, mit anderen musizieren, kostenlos. Er gewinnt das Gesundheitsministerium als Geldgeber, macht Werbung für sein Projekt und hofft.

Etwa 30 Jahre später hat sich die gesellschaftliche Situation des Landes kaum verändert. Aus der Handvoll Musiker aber sind über 300 000 Kinder und junge Erwachsene geworden. Der mittlerweile 70-jährige José Antonio Abreu, den alle im Land ehrfürchtig „Maestro“ nennen, organisiert bis heute von seinem Büro in Caracas aus das weltweit einzigartige Projekt, das die Regierung Venezuelas jährlich mit mehr als 30 Millionen Euro fördert. Abreu ist ein Revolutionär und gleichzeitig oberster Sozialarbeiter des Landes.

Die Musikschulen, Núcleos genannt, liegen nicht ohne Grund in der Nähe der Barrios, der Elendsviertel von Caracas. Mord ist dort Alltag, die Not immens. Die meisten Schüler stammen von dort, einige aber auch aus Familien der Mittelschicht. Im normalen Leben würden sie sich kaum begegnen, nun musizieren sie zusammen. Talent und Fleiß sind wichtiger als sozialer Status – niemand wird ausgeschlossen.

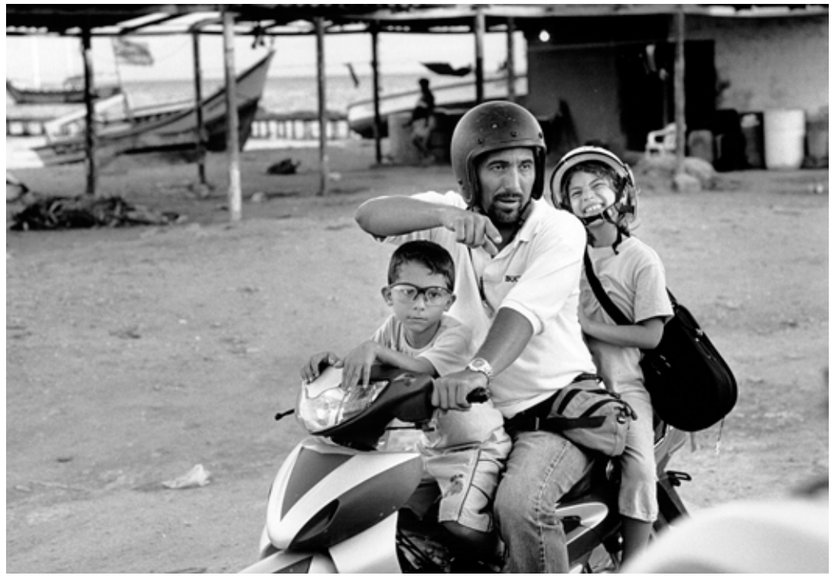
Was utopisch klingt, ist durch Abreus Initiative Realität geworden. Wer kein Instrument spielen will, kann singen lernen, für gehörlose und blinde Kinder gibt es eigene Chöre. Straffällige Jugendliche, die sich vorher in den Barrios prügelten, lernen Cello oder Posaune. Die El-Sistema-Jacke in Venezuelas Farben tragen Schüler so stolz wie Fußballer das Trikot ihrer Nationalmannschaft. Die kleinsten Musikschüler sind zwei Jahre alt, die Ältesten um die 20. Sie spielen im Simón-Bolívar-Jugendorchester, dirigiert von der Vorzeigefigur des Sistema, Gustavo Dudamel.

Der 29-Jährige lernte im Sistema Geige und stand bereits mit 15 Jahren als Dirigent vor einem Jugendorchester. Dudamel, bald Musikdirektor des Los Angeles Philharmonic Orchestra, wird in Venezuela verehrt wie ein Popstar. Die Konzerte des Simon-Bolívar-Jugendorchesters sind meist nach wenigen Minuten ausverkauft, von Barenboim bis Rattle spricht die Klassikwelt bewundernd über die jungen Stars aus Venezuela. Neben Tschaikowsky oder Mahler spielt das Orchester gern Klassik mit lateinamerikanischer Note – inklusive Tanzeinlage. Selbst eher reservierte Konzertbesucher springen dann von ihren Sitzen auf und tanzen und klatschen.

Traumziel aller venezolanischen Musikschüler: das Simón-Bolívar-Jugendorchester

Den Weg in die Konzertsäle der Welt schaffen nur wenige. Sechs Tage die Woche proben die Kinder, sie meistern den straffen Stundenplan erstaunlich diszipliniert. Die Musik ist für die meisten ein Ausbruch aus dem Alltag – und die einzige aussichtsreiche Zukunftschance. Viel wichtiger, als ein Instrument virtuos zu beherrschen oder eine Dirigentenkarriere à la Dudamel zu starten, ist die soziale Aufgabe des Sistema. Die Kinder lernen, was ein gutes Orchester ausmacht: Zusammenhalt, Teamarbeit und Verantwortungsgefühl. Für die Älteren bedeutet das, den Neulingen im Orchester ihre Erfahrung weiterzugeben. Die Musiklehrer sind meist erst Mitte 20 und haben häufig selbst im Sistema ein Instrument gelernt. Sie sind Freunde und Pädagogen in einem, kennen ihre Schüler und damit auch die oft traurigen Geschichten aus den Familien. Fehlt Kleidung oder werden die Lebensmittel knapp, beschaffen die Lehrer, was nötig ist.

Einmal dabei, verlässt kaum einer das Sistema: Wer nicht an einem Konservatorium studiert, kann als Lehrer arbeiten oder in den Werkstätten eine Ausbildung zum Instrumentenbauer absolvieren. Der Bedarf an Mitarbeitern ist groß, denn die Wartelisten der Núcleos sind lang. Aus den 300 000 musizierenden Kindern und Jugendlichen soll noch eine halbe Million werden, so will es Abreu. Niemand zweifelt daran, dass er es schafft.



Linke Seite Frauen verkaufen den Fang im Hafen von Punta de Piedras. Ihre Männer sind oft wochenlang auf dem Meer
Vorhergehende Seite Ernst und konzentriert probt eine junge Kontrabassistin Beethovens Neunte

Federico Buitrago ist Meeresbiologe. Er holt seine Kinder Gabriel und Isis fast jeden Tag von der Musikschule ab

im Sand. Schlitze in den Mauern ersetzen Fenster, der Innenhof zwischen den Verschlägen ist das gemeinsame Wohnzimmer. In der Mitte steht ein roh gezimmerter Tisch, an dem gegessen, gespielt und auch mal ein Fisch ausgenommen wird. Ein Kleinkind spielt in der Abwasserrinne, die in der Regenzeit verhindert, dass der Hof unter Wasser steht.

Einige Fischerboote kehren vom Meer zurück, zwei Jungs, keine fünf Jahre alt, springen aus einem Boot und vertäuen es geschickt. Ihre Väter schauen ihnen zu und gähnen. Nachts fahren die Fischer hinaus, um die Netze einzuholen, und kommen erst wieder, wenn die Sonne sich gleißend aus dem Meer erhebt. Die Arbeit lohnt sich kaum: Meist sind es nur ein paar Kisten voller Fisch, die sie nach Hause bringen. Noch helfen die Kinder freiwillig mit, noch ist es für sie ein Abenteuer. In ein paar Jahren werden viele von ihnen damit ihre eigenen Familien ernähren müssen. Federico kennt diese Lebensläufe. „Sie gehen nicht gern in die Schule und wissen, dass so nichts aus ihnen wird. Also bleiben sie bei der Fischerei. Irgendwas müssen sie ja machen.“ Er dreht den Motor auf. Das Boot stürzt von einem Wellental ins nächste.

Cubagua war eine der ersten Inseln, auf denen die Spanier zu Zeiten Kolumbus' landeten. Jetzt scheint die fast unbewohnte Insel allein Alexandras Großvater Vicente zu gehören. Er steht breitbeinig im weißen Sand und winkt, als das Boot ankommt. Auf dem Dach seines Verschlags weht die rote Fahne der sozialistischen Partei von Präsident Chávez. Die Regierung wirbt um die Gunst der traditionellen Fischer. Im Rahmen des Projekts „Casa de Pescador“ sollen die Fischer eine bessere medizinische Versorgung erhalten. Einen Kredit für Geräte und Kühlhäuser zu bekommen sei „nur Papierkram“, erzählt Federico. Alexandra springt aus dem Boot, umarmt ihren Opa und ist schon mit Gabriel und Isis hinter der Bretterbude verschwunden,

Alexandras Großvater Vicente (links) lebt die meiste Zeit mit anderen Fischern auf Cubagua, acht Kilometer von Punta de Piedras entfernt

in der die Fischer wochenlang schlafen, kochen und leben. Kanalisation und fließendes Wasser gibt es nicht, Trinkwasser bringen die Männer vom Festland mit.

Unter einem Vordach sitzen Alexandras Onkel und dessen etwa zehnjähriger Sohn und schnippeln Gemüse, auf dem Tisch ragt ein gehäutetes Kaninchen aus einer Plastiktüte. Das Abendessen wird deftig, die Männer können es brauchen. Großvater Vicente lässt sich in einen Plastikstuhl fallen, sein fleckiges Hemd spannt über dem gewaltigen Bauch. Die grauen Locken schieben sich wie Brandung über seine schwarzen Augen. Um ihn herum dösen die Fischer mit nacktem Oberkörper in Hängematten. Seit dem frühen Morgen sind sie auf den Beinen, Netze einholen, den Fang zum Festland bringen, Boote reparieren. „Wie immer“, sagt Gabriels Vater und schlägt Vicente auf die Schulter. Als Student saß er oft mit den Fischern zusammen, flickte Netze, lernte Boot fahren und Angeln. Vicente seufzt. „Das interessiert die jungen Kerle doch nicht mehr. Heute musst du aufpassen, dass sie dir am Strand nicht den Motor vom Boot klauen.“

Punta de Piedras ist arm, die Kinder betteln am Strand ständig um „moneda“, Kleingeld. Seit einigen Jahren kommt noch ein anderes Problem hinzu, das vom Festland auf die Insel herübergeschwappt ist: Drogen. „Hier kriegst du alles: Crack, Marihuana, LSD“, zählt Federico auf. Einmal abhängig, bleibt den Jugendlichen nur stehlen, rauben und töten, um den Rausch zu finanzieren. „Alles, was sie aus dieser Welt heraushält, ist gut“, grummelt Vicente und meint damit El Sistema, auch wenn er mit klassischer Musik nichts anfangen kann. Er hat Alexandra noch nie ein Konzert spielen gehört, zu oft ist er weg von zu Hause. „So ist das. Du musst das Meer lieben, um hier zu arbeiten. Das verstehen die Jugendlichen nicht“, sagt Federico.

Margarita ist nicht nur eine Fischer-, sondern vor allem eine Urlaubsinsel. Da ist es leichter, sich nicht in einem schwankenden Boot, sondern in den klimatisierten Boutiquen der Inselhauptstadt Porlamar zu verdingen oder Touristen beim Geldwechsel auf der Straße vorzugaukeln, sie machten das Geschäft ihres Lebens.

Vicente beobachtet seine Enkelin, die mit Isis und Gabriel übermütig in den Wellen tobt. Sie spreche wenig über ihre Zukunft, meint er schließlich. Alexandra weiß noch nicht, was sie später einmal werden will. Aber sie hat einen Traum. Wenn sie vom Inselorchester spricht, leuchten ihre Augen. Einige von dort haben es bereits nach Caracas geschafft, und auch für sie könnte es das Sprungbrett in die Hauptstadt sein, wo El Sistema glänzt und strahlt und Orchestermusiker ein normaler Beruf ist. Caracas hat ein neugebautes Musik- und Sozialzentrum mit Konzertsälen, deren ausgefeilte Akustik Orchester in Europa neidisch macht, und ein Jugendorchester, das auf Weltniveau spielt. Punta de Piedras hat nicht einmal ein eigenes Musikschulgebäude. In Caracas rennen Kleinkinder mit Geigenkoffern an der Hand ihrer Mutter herum, und junge Frauen, die mannshohe Kontrabässe durch die Slums rollen, gehören zum Stadtbild. In Punta de Piedras kannten viele Kinder bis vor Kurzem kaum ein anderes Instrument als die Violine.

Es ist später Nachmittag, und das Boot fliegt zurück übers Meer. Gabriels Vater strahlt wie ein Junge. „Hier bin ich mal fast ersoffen“, erzählt er und zeigt auf eine Stelle im Wasser. Federico taucht oft ohne Pressluft, mehr als zwei Minuten kann er unter Wasser bleiben. Gabriel hört mit offenem Mund zu, als sein Vater von dem Abenteuer erzählt. Wie konzentriert er war, als er diesen einen Fisch harpunieren wollte, wie er zielte, sich das Tier verhedderte, immer mehr an der Schnur zerrte. Und wie es schließlich dunkel wurde und die große Stille kam. Damals fischte ihn ein Kumpel bewusstlos aus dem Wasser. „Irgendwann will ich mal so im Meer sterben“, sagt er.

Großvater Vicente wuchtet die Netze aus dem Boot. In ein paar Stunden werden sich Makrelen darin verfangen, Thunfische, silbrige Rochen, vielleicht eine

Gabriel und Isis auf dem Heimweg. Ein Geigenkoffer ist in Punta de Piedras kein ungewohnter Anblick mehr

Die Insel Margarita ist ein beliebtes Ferienziel, der Hafenort Punta de Piedras aber nur eine Durchgangsstation

Schildkröte. Das dunkelblaue Meer verschluckt das Netz, Meter für Meter. Alexandra blickt ihm stumm hinterher. Noch eine Woche bis zum Konzert.

Es donnert von fern. Horizont und Meer verschmelzen in einer blaugrauen Gewitterfront. Im kahlen Probesaal sitzt das Orchester und spielt. Alexandra kämpft sich durch die Partitur, Musiklehrer Orlando schüttelt den Kopf. „Warum verirrst du dich in den Tönen?“, fragt er und zeigt auf die zweite Klarinettistin. „Weil sie falsch spielt. Und wenn sie falsch spielt, solltest du ihr helfen und sie nicht noch mehr durcheinanderbringen!“ Alexandra senkt den Kopf und schaut trotzig. Das Inselorchester ist gerade wenigstens drei Halbtöne von ihr entfernt. Ein kleiner blonder Junge mit Bürstenschnitt in einem viel zu großen T-Shirt ist zu Besuch. Er spielt mit, auch ohne Instrument. Wenn seine unsichtbare Trompete keinen Einsatz hat, spielt er eine imaginäre Trommel. Man hat ihn vor einigen Tagen um diese Zeit noch auf dem Steg herumtollen sehen. Als die Götterfunken gerade besonders schief klingen, flackern die Neonröhren noch einmal kurz, dann fällt der Strom aus. „Na, das sagt ja alles“, sagt Orlando. Das Orchester lacht. Orlando weiß, dass er die Kinder bei Laune halten muss, wenn das Projekt funktionieren soll. Weg von der Straße, hin zur Musik, mit Verantwortung, aber ohne Druck. Er stellt sich neben Alexandra und singt die Melodie mit, während sie spielt. Es funktioniert. Die Mädchen zwinkern sich stolz zu. Noch ist kein Glanz zu hören. Aber ein Funkeln.

*Für **mare** No. 4 fotografierte Peter Dammann, geboren 1950, russische Kadetten und gewann damit den World Press Photo Award. Die Arbeit des Sistema dokumentiert er schon seit einiger Zeit; 2009 erhielt er dafür den Medienpreis der Kindernothilfe.*
Autorin Juliane Kalberlah, Jahrgang 1985, war schnell klar, wie viel Kraft und Spielfreude in den jungen Musikern steckt, – als sie während einer Orchesterprobe zwischen den Posaunen und der Kesselpauke saß.